

Frauen- Zeitung



Beilage des «Wiesbadener General-Anzeiger».

Nr. 20.

Samstag, den 6. Juni.

1908.

Japanische Mädchenerziehung.

Von Madame Sappa-Oki-san (Tokio). *)

Nachdr. verboten.

Liebste Freundin! Immer denk' ich noch gerne der schönen Freiheitstage, die ich mit Dir in Wien verlebte. In die Heimat zurückgekehrt lasten die engen Grenzen, die uns japanischen Frauen gesteckt sind, doppelt und dreifach auf mir. Endlich, endlich erstreben auch wir Frauenemanzipation, wollen Berufe uns zu eigen machen, bei vielen meiner Mitschwester erwacht nach jahrhundertlanger Abhängigkeit und Sklaverei der Wunsch, nicht mehr nur verheiratet zu werden. Auch wir wollen fortan Freiheit der Wahl unserer Lebensschicksale erstreben. Madame Uta Smai, die bekannte sozialistische Schriftstellerin, gründete soeben eine Zeitschrift: „Die Frau des 20. Jahrhunderts“, die uns hoffentlich viel Aufklärung bringen dürfte.

Um uns ganz zu versteh'n muß ich Dir aber unsere Mädchenerziehung ein wenig näher schildern.

Wird in Japan ein Kind geboren — so ist es nach japanischer Rechnung schon ein Jahr alt. Nach landesüblicher Sitte werden Mutter und Kind von Verwandten und Bekannten sehr reich beschenkt. Das Baby erhält besonders viel, seine Baumwollstoffe und schwere Seidenstoffe, als Kleidungsstücke. Jede dieser Sendungen ist außerdem von getrocknetem Fisch und Eiern begleitet — was Glück bringen soll.

Hat das Kindchen das Alter von einem Monat erreicht, so wird es, begleitet von allen Familienmitgliedern, in feierlicher Prozession in den Tempel gebracht und einer Gottheit geweiht. Nun ist es für sein ganzes Leben unter den Schutz dieses Gottes gestellt. Bei diesem feierlichen Akt schiden die Eltern Reisfische und Eier in feinen, schwarzen Lackschalen an die Spender der Erstlingsgeschenke. Die Lackschalen stehen auf zierlichen Lackbrettchen und sind mit gestickten Protokolldecken zugebedt und bergen das zierliche Dankschreiben. Ueberaus glücklich und ungetrübt ist die Kindheit der Japaner, das kleinste Baby kennt keine Widel — es wird sofort mit dem weichen Kimono begleitet und kann mit seinen Händchen in den breiten Ärmeln herumfucheln so viel es will. In wohlhabenden Familien wird das Baby einer Dienerin übergeben, die es sich auf den Rücken bindet und dabei die Hausarbeit besorgt. Bei armen Leuten wird das nur wenig Wochen alte Baby den älteren Geschwistern auf den Rücken gebunden und lebt nun so deren Leben mit. Sogar das zierliche Federballspiel betreiben sechs- und achtjährige Mädchelein, während das sechs Wochen alte Brüberlein sanft auf ihrem Rücken schlummert.

Die kleine Japanerin aber wird so in frühesten Jugend gewöhnt, immer gehorsam zu sein, denn Gehorsam gilt als die höchste Tugend des Weibes.

Niemals wird ein japanisches Mädchen für einen Beruf erzogen, die Erziehung legt den Hauptwert auf Heranbildung häuslicher Frauen. Alte Jungfern ist ein in Japan unbekannter Begriff — die Mädchen sind dazu da, um zu gefallen und geheiratet zu werden. Eitelkeit und Gefallsucht sind somit erlaubte Tugenden — doch kennt die echte Japanerin weder Ro-

letterie — noch kennt sie das Küssen. Ihre Gefallsucht beschränkt sich nur auf erhöhte Körperpflege, zwei- bis dreimal in der Woche besucht sie die öffentlichen Bäder und steigt in ein Bassin mit so heißem Wasser, in welchem ihre europäische Schwester sich schrecklich verbrühen möchte. Besondere Sorgfalt wird der Haarpflege zugewendet, als schöne Haarfarbe gilt nur ein tiefes Blauschwarz — jede andere Farbe wird als „akai“, rot, verachtet.

Um dieses Blauschwarz zu erreichen, färben alle Japanerinnen ihre Haare mit dem Saft der Triswurzeln.

Diese Schönheitsmittel werden dem japanischen Mädchen in frühesten Jugend gezeigt und von eigenen Lehrerinnen gelehrt.

Außerordentliches Gewicht wird bei der Erziehung der japanischen Mädchen auf Selbstbeherrschung gelegt. Die Japanerin muß immer ein lieblich lächelndes Gesicht zeigen — nie darf man einer Japanerin Kummer, Angst oder Schmerz anmerken. Rein und niedlich muß ein japanisches Mädchen sein — gilt sie als erwachsen, was schon im Alter von 12–14 Jahren ist — übernimmt sie bestimmte Pflichten im Haushalt. Der ältesten Tochter obliegt die schwere Kunst, den Gästen des Hauses den Saté, das ist den aus Reis bereiteten Wein, richtig einzuschenken.

Ein Tröpfchen zuviel oder zu wenig und der gastliche Ruf des Hauses ist schon gefährdet. Auch ist es Sitte, daß die Gäste nur mit dem Vater allein speisen und von der ältesten Tochter bedient werden. Im Hintergrund stehen 1–2 Dienerinnen, die der Hausdchter die Lackbretter aus den Händen nehmen.

In Abwesenheit der Eltern empfängt die Tochter allein die Besuche und erzieht die jüngeren Geschwister. In Häusern, wo keine Dienerschaft gehalten wird, dies ist im Mittelstand meistens der Fall, haben die Töchter morgens das ganze Haus und die Veranda zu fegen, die Schiebewände und Schlafdecken zusammen zu rollen und geschickt zu verbergen. Dann müssen sie die vielen Blumen pflegen, die in unzähligen Vasen und Blumentöpfen herumstehen. Das Geschirr ist zu reinigen und die Wäsche zu besorgen, dann gehen sie der Mutter bei Zubereitung des Essens an die Hand.

Doch haben die reizenden, kleinen Musmis auch ihre Fest- und Freudentage — so den großen „Puppenfesttag“, der am dritten Tag des dritten Monats nach dem großen Neujahrsfest gefeiert wird. An diesem Tage verkaufen alle Verkaufsstände nur Puppen und Spielzeug. Dieser Festtag gleicht einem National-Geburtstag aller Japanerinnen — doch außerdem haben die kleinen Japanerinnen noch reizende Festtage, die Feste der Pfirschen- und Pfirsichblüte — wo die ganze Familie unter den blühenden Bäumchen tafeln. Im Herbst gibt es die Tris- und Chrysanthemumfeste, die einen nicht minder reizvollen Anblick gewähren.

Ist nun die kleine Japanerin unter diesen unschuldigen Festen sechzehn Jahre alt geworden — so gilt sie als heiratsfähig und es ist selbstverständlich, daß sie sich vermählt. Nun darf sie unter den ihr vorgeschlagenen Männern wählen — es wird durchaus nicht von ihr verlangt, daß sie gleich den ersten, der ihr vorgestellten jungen Männer wählt. Im Gegenteil, es wird ihr soviel Freiheit eingeräumt, daß sie eine nach menschlicher Voraussicht glückliche Ehe wählen kann. Zärtlichkeit wird von der Japanerin weder vor noch nach der Ehe verlangt. Die Werbung und Verlobung wird folgendermaßen eingeleitet. Will ein Japaner heiraten, so bittet er einen Freund, ihm eine

*) Es dürfte unsere Leser interessieren, diese anmutige Darstellung japanischer Sitten aus der Feder einer fortschrittlich gesinnten Japanerin zu lesen.

paffenbe, hübsche Frau zu suchen. Der Freund, durch das Vertrauen hoch geehrt, hält nun Umschau unter seinen Bekannten und entscheidet sich für die reizende Mijajima. Er besucht die Eltern Mijajimas und trägt ihnen den Wunsch seines Freundes vor, findet der Bewerber Gnade vor den Augen der Eltern, so wird eine Zusammenkunft verabredet, wo die jungen Leuten miteinander bekannt gemacht werden. Gefällt der Bewerber, so werden Geschenke ausgetauscht und die Verlobung wird eingeleitet. Die Geschenke des Bräutigams bestehen gewöhnlich aus einem schönen Kimono aus Seide und einem kostbaren Obi, dem breiten Gürtel, der die Kleidung der Japanerinnen zusammenhält. Der Bräutigam erhält zur Verlobung von den Eltern der Braut auch einen Seidenkimono.

Die Ausstattung der Braut besteht aus mehreren Kimonos — die oft ihr ganzes Leben lang dauern, da ja die Mode nie wechselt. Dann bekommt die Braut alle Geräte zum Kochen und für die Teebereitung, die einfach genug sind — einige Porzellankännchen, mehrere schwarze Lackschüsseln und Ladbretter, einige niedrige Schmel, auf denen das Mahl eingenommen wird. Einige warme, wattierte Decken, einige Arbeitskörbchen, voilà tout.

Die Hochzeit wird sehr glänzend unter Zuziehung aller möglichen Bekannten und Verwandten gefeiert. Und dann beginnt das erbschaftsvolle Leben der Japanerin, sie ist vollständig abhängig von ihrem Manne, der sich von der Kinderlosen nach Belieben scheiden lassen kann.

Je mehr Kinder sie hat, um so mehr Achtung genießt die Japanerin. Wird sie Witwe, so ist sie wieder von dem ältesten Sohne vollständig abhängig und darf ohne seine Erlaubnis nicht den geringsten Einkauf besorgen — ewig steht sie unter Vormühsigkeit. Diesen Zuständen wollen nun gebildete, intelligente Japanerinnen ein Ende bereiten. Es beginnt sich allervort ganz revolutionär in der Frauenwelt Japans zu regen. Schulen sollen gegründet werden, die den Japanerinnen europäische Bildung lehren, damit sie auch auf eigenen Füßen stehen können. Doch bis dahin ist leider noch ein langer, langer Weg und es grüßt Dich, sonniges Täubchen, Deine Freundin aus dem fernen Osten.

Sadda-Di-Jan.

Die Hausfrau und die Nahrungsmittel-Lehre.

(Nachdruck verboten.)

Fast täglich lesen wir in den Zeitungen von Vergiftungserscheinungen, die durch den Genuß von schlechten, verdorbenen Nahrungsmitteln entstehen.

Die übermäßige Sparsamkeit der Hausfrau, ihre Unwissenheit in der Nahrungsmittel-Lehre, die Unkenntnis der großen Gefahr, die der Genuß schlechter Lebensmittel mit sich bringt, tragen vielfach Schuld an solch tragischen Fällen.

Bisher ist aber noch nichts geschehen, um die gesamte Frauenwelt über diesen Punkt aufzuklären oder zu unterrichten. In dem Erziehungsplan für die Frau fehlt das Kapitel Nahrungsmittel-Lehre.

Welche Frau weiß z. B., in welcher Zeit und bei welcher Temperatur sich gekochtes Gemüse, Kartoffeln oder Fleisch aufbewahrt und demgemäß ungenießbar und schädlich wird? Welche Mutter oder Köchin ist imstande, ihre jungen Töchter oder Gehilfinnen über die sehr oft giftige Wirkung einer mit Milch angemachten Vanillenspeise aufzuklären? Die meisten Frauen sehen in Schimmel- und Pilzbildung nur das Unappetitliche und nicht gleichzeitig das Gefährliche! Ueber das Kapitel Wurst will ich schweigen, den verehrten Leserinnen könnte sonst der Appetit ganz vergehen. Nur möchte ich raten, besonders in der heißen Sommerzeit recht vorsichtig zu sein und alles verdächtige Aussehende lieber fortzuwerfen, als durch übergroße Sparsamkeit unseren Lieben an der Gesundheit Schaden zu tun.

Es gibt genug gewissenlose Händler und Geschäftsleute, die schlecht gewordene Ware an den Mann resp. die Frau bringen wollen. Darum Vorsicht beim Einkauf! Viele Geschäftsleute konfervieren ihre Ware mit allen erlaubten und unerlaubten Chemikalien, um derselben ein möglichst langes, frisches Aussehen zu erhalten.

Das Kupfer und Zinngeschirre nur mit großer Vorsicht in der Küche verwendet werden können, wissen wohl alle Frauen. Die chemischen Vorgänge aber, die säurehaltige Speisen in solchen Metallgefäßen verursachen, sind den meisten ein Rätsel.

Wohl ist das Kapitel Nahrungsmittel-Lehre in den besseren Haushaltungsschulen bereits eingeführt. Die Professor Rim-

merichen Anstalten z. B. haben es alle in ihren Lehrplan aufgenommen. Der breiten Masse des Volkes aber bleibt solche Belehrung fern. In den Lehrplan der letzten Mädchenschulklassen müßte bereits der theoretische Unterricht über Vergiftungen, Nahrungsmittel-Lehre, Versehung der Speisen etc. eingeführt werden, um die zukünftigen Hausfrauen aufzuklären und zu belehren. Außerdem sollten die Frauen und Volkssperine über dieses Thema belehrende Vorträge halten, um auf diese Weise zur Erhaltung der Volksgesundheit beizutragen.

Olga Elsner.

Ein gutes Gedächtnis.

Von Minna Blangner, Wiesbaden.

Von dem Komponisten einer Operette sagte kürzlich ein Regensent, er leide an einem zu guten Gedächtnis. Die Melodien seines Vorbildes, die ihm durch den Kopf schwirren, hindern ihn, zu selbständiger Betätigung seines Talentes zu gelangen. Daran mag etwas wahres sein, im allgemeinen aber wird ein gutes Gedächtnis gewöhnlich für eine herrliche Gabe gehalten, deren Wichtigkeit nicht nur für den Berufsmenschen auf wissenschaftlichem Gebiet, sondern auch im Alltagsleben allgemein anerkannt wird.

Man denke nur an den Wert eines guten Gedächtnisses in der Rechtspflege, wo die genaue Erinnerung bestimmter Daten, Tatsachen und Nebenumstände oft für den Ausgang eines Prozesses entscheidend ist. Die Pflege des Gedächtnisses ist daher eine wichtige Aufgabe der Erziehung, die schon in früher Jugend beginnen muß. Wo es nicht vorhanden ist, sucht man ihm durch die Gedächtnis-Lehre (Mnemonik) nachzuhelfen, einer Wissenschaft, die schon Jahrtausende alt ist, aber nie das gute Erinnerungsvermögen ersetzen wird. Sie ist gleichsam die Krücke, die man einem Lahmen gibt, statt ihn zu heilen.

Daß man ein gutes Gedächtnis durch Aufmerksamkeit und den festen Vorsatz, sich dies und jenes merken zu wollen, aneignen kann, ist unbestreitbar. Was uns besonders interessiert, oder was unserm Vorteil dient, merken wir uns sicherlich, während Dinge, die uns gleichgültig sind und uns nur flüchtig berühren, keinen bleibenden Eindruck zurücklassen.

Eng ist die Welt und das Gehirn ist weit, jagt Schiller in Wallenstein. Das Gehirn kann unendlich viel fassen. Unser Gedächtnis gleicht einer Wachsafel, auf der wir nach Wunsch und Willen bleibende Eindrücke schaffen können. Es hat diese Fähigkeit aber auch ihre Grenzen, daher soll das Gedächtnis beim Unterricht nicht mit unnützen Dingen überlastet werden. Es ist ganz unnötig, Kinder damit zu quälen, sich die Einwohnerzahl verschiedener Länder und Städte, die Meterhöhe der Berge und die Tage zu merken, an denen diese oder jene Schlachten geschlagen worden sind. Das sind Dinge, die ihrem Gedächtnis doch bald wieder entschwinden. Wichtig ist nur der Maßstab für die verschiedenen vergleichenden Größen- und Höhenverhältnisse, bei Gedanktagen die Jahreszahl und ihre Bedeutung für die Geschichte des Landes. Das praktische Leben des Mannes wie der Frau stellt Ansprüche an das Gedächtnis. Eine Frau, die nicht vergißt, zu welcher Stunde ihr Gatte abreisen soll, die sich erinnert, daß diese oder jene Bestellungen für den Haushalt nötig sind, daß ihr Dienstmädchen an einem bestimmten Tage den Dienst angetreten, daß sie eine ihr präferierte Rechnung bereits bezahlt hat und sich die näheren Umstände dieser Tatsache zurückerufen kann, wird sich manche Unannehmlichkeiten ersparen.

Wir können unser Gedächtnis durch Übung stärken, wie unsere Muskeln durch Arbeit. In früheren Jahren, wo die Kenntnis der Stenographie bei Mädchen noch nicht so verbreitet war, wie heutzutage, bedurfte es, um die freilich sehr langsam gesprochenen Vorträge in den Lehrstunden nachzuschreiben, eines ganz besonderen Aufmerksams. Man las beispielsweise ein geschäftlichen Prosa- und da es verboten war Buchzeichen einzulegen oder aber Gelsöhren zu machen, war man genötigt, sich die Seitenzahl, bei der man das Lesen unterbrochen hatte, zu merken.

Man kann allerdings, selbst wenn man von der Mnemonik nichts wissen will, durch Ideenverbindung dem schlechten Gedächtnis sehr nachhelfen und es üben. Davon hier ein Beispiel: Ein junger Studiosus hatte beim Anblick der untergehenden Sonne einige schöne Verse hergesagt, die darauf Bezug hatten.

„Ich gäbe viel darum,“ sagte sein Freund, „wenn ich mir schöne Stellen aus Dichtungen merken könnte.“

„Du kannst es, wenn Du es ernstlich willst.“

„O nein, ich erinnere mich der Stelle, aber ich kann sie nicht auftragen.“ Versuchen wir es. Ich habe eine hübsche Charade auf Rubinstein's Namen gelesen. Höre aufmerksam zu:

Die Rosenglut am Firmament
Und feurig glänzend junger Wein,
Das Rot, das auf der Wange brennt,
Sprüht wie der Ersten dunkler Schein —

„Denke daran in jeder Hinsicht; Du siehst dort die Rosenglut am Firmament, herrlichen dunkeln Burgunder haben wir beim Festmahl getrunken, trinke zugleich an das hold errötende Gesicht des Geburtstagskinds, als Du es in einem Trinkspruch feierst, und nun überlies noch einmal die Verse, die ich hier geschrieben habe, damit Du sie nicht nur Deinem Ohr, sondern auch Deinem geistigen Auge einprägst. Dann wollen wir weiter gehen.

Die dritte nennt dir knapp und schlicht,
Des ersten Stamm. Man baut daraus
Das schönste Schloß, das kleinste Haus,
Im Weltgebirge fehlt es nicht.

Der junge Student versuhr nach der gleichen Methode und konnte bald mit leichter Mühe die zwei Strophen hersagen. Ebenso die letzte, die der Vollständigkeit wegen, hier einen Platz finden soll.

Des ganzen Namen aber kannt,
Wer aufmerkt auf des Lebens Schwung,
Wo man der Tonkunst Meister nennt,
Weckt dieser auch Begeisterung.

In allen Papierhandlungen sieht man kleine zierliche Notizbücher in den verschiedensten Formen und Farben ausgestellt, mit der Aufschrift: „Damit ich nichts vergesse“. Diese kleinen Dinger sind gewiß sehr nützlich, doch ist es nicht ratsam, sich allein auf sie zu verlassen.

Dies und das von der Frau.

Ein eigenartiger Frauenberuf ist der der Weichenstellerin bei der Straßenbahn. Die Münchener elektrische Straßenbahn hat für ihren Bedarf durchwegs Frauen zu diesem Amt angestellt. Ein grünes Lodenhütchen mit dem Blechabzeichen der Straßenbahn markiert die Uniform. Bei strenger Kälte balanciert es auf dem dicht mit Tüchern verummten Kopf und bietet einen gar seltsamen Anblick. Die Toilette der Weichenstellerin ist naturgemäß mehr einfach und praktisch als ästhetisch. Hohe Schafstiefel, dazu ein kurzer, meist recht mitgenommener Rock, eine alte Joppe, so angehan hantiert „die Beamtin“ mit einer langen Eisenstange zwischen den Schienen umher. Der Dienst ist anstrengend, mit geringen Pausen währt er vom frühen Morgen bis spät in die Nacht. 2.50—3.— M. Tagelohn sind der Lohn. Feste Anstellung und Pensionsberechtigung gibt es nicht, und die Männer haben den Frauen diese Aemter willig überlassen, weil sie diese Arbeit für wenig begehrenswert halten.

Auf das Uhrmachergewerbe als Frauenberuf darf mit Recht hingewiesen werden. Gerade das Uhrmachergewerbe verlangt Eigenschaften, die die Frauen in hohem Maße besitzen, manuelle Geschicklichkeit, Genauigkeit, Parteilichkeit. Es ist seltsam, daß bei uns in Deutschland noch keine Frauen als Uhrmacherinnen tätig sind, vielleicht würde sich durch den Eintritt der Frauen in das Gewerbe und durch die Heranbildung tüchtiger Meisterinnen die gesamte nationale Uhrenproduktion heben lassen, wird doch noch immer ein großer Teil aus der Schweiz bezogen. In der Schweiz sind jedoch schon, wie gemeldet wird, zahlreiche Frauen im Uhrmachergewerbe tätig.

Zur ersten sächsischen Professorin für Musik wurde in Dresden Fräulein Aglaja von Görger, St. Jörgen, ernannt. Sie ist eine Schülerin der berühmten Sängerin Pauline Viardot-Garcia und seit über 20 Jahren als Lehrerin am Dresdener Konservatorium tätig.

Fünf Einfamilienhäuser sind in Berlin im Entstehen. Drei davon sollen schon zum Oktober des Jahres fertiggestellt sein. Zweifellos dürfte bei den immer schwieriger werdenden Dienstbotenverhältnissen diese Häuser, in denen die ganze Haushaltsmisere den Familien erspart wird, bald gefüllt sein und das Bedürfnis nach neuen Gründungen rege werden.

Weibliche Jockeys. Die Meldung, daß der Fürst Skala di Panza ein nur von Frauen gerittenes Rennen veranstalten will, erregt allenthalben Aufsehen. Und doch dürfte sich sein Plan nicht allzu schwer verwirklichen lassen, denn schon gibt es eine ganze Anzahl weiblicher Jockeys und Trainer. Eine Zusammenstellung von erfolgreichen Rennreiterinnen gab kürzlich Oskar Christ in der Zeitschrift „Sport im Wibe“. Als eine Reiterin ersten Ranges, die es mit jedem Herrenreiter oder Jockey aufnehmen könnte, war zuerst Frau Ella Schmidt-

Benede genannt, die allerdings der Rennbahn fernblieb. Ferner hat Frau Major Kummerle verschiedene Pferde selbständig so gut für Rennen trainiert, daß sie Preise gewann. Erfolgreich im Trainieren ist ferner in Oesterreich Miß Mary Reeves, die Gattin eines bekannten Trainers. In Frankreich trainiert Miß Woodland nicht nur ihre Pferde selbst, sondern sie reitet sie auch. In Prag hat sich im verflossenen Jahr gleichfalls eine Amerikanerin zur Beteiligung an den Rennen gemeldet, erhielt jedoch keine Reillizenz. Der Verfasser, der selbst ein gründlicher Kenner des Rennsports ist, meint zum Schluß, weibliche Jockeys erscheinen uns heute nur deshalb als etwas so Unerhörtes, weil wir Ungewohntem gegenüber stehen. Vielleicht werden sie binnen kurzem schon etwas selbstverständliches geworden sein. Jedenfalls dürften sich Frauen für diesen Beruf infolge ihrer angeborenen leichten Hand, ihrer Ruhe und ihres Bartgefühl's besonders eignen.

Vorarbeiten zur Begründung von Zentralhaushaltungen in Wien sind im Gange. Frau von Fisel steht im Begriff, ein Komitee zu bilden, das die Gründung von Zentralhaushaltungen vorbereitet. Um nun zu ermitteln, wie groß das Bedürfnis nach solchen Institutionen ist, wird zunächst eine Enquete veranstaltet, welche die Haushaltsverhältnisse eines größeren Personenzweiges, für den speziell die Zentralhaushaltung in Betracht käme, feststellt. Die Umfrage über Haushaltsgeld, Ernährung, Dienerschaft, Ausschuldraste, wird „im neuen Frauenleben“ veröffentlicht und dürfte auch an sich ein interessanter Beitrag zur Lage des Mittelstandes sein.

Bibliothekarinnen. In der Budapester Universitätsbibliothek ist Fräulein Dr. Marianne Gzeke als Bibliothekarin, in der hauptstädtischen statistischen Bibliothek Fräulein cand. phil. Blanka Piller als Hilfsbeamte angestellt.

Im Kampf gegen die Tuberkulose sind die Schweizer Frauen außerordentlich tätig. Bei der kürzlich in Zürich eröffneten Fürsorgestelle üben mehrere Damen das Amt von Fürsorgerinnen aus. Sie sind bei der Untersuchung anwesend, füllen die Fragebogen aus und übernehmen es, die Wohnungsverhältnisse und häuslichen Verhältnisse der Patienten zu recherchieren und zu überwachen. Auf diese Art tragen die Frauen ihr Teil mit bei im Kampf gegen die furchtbare Volksseuche, die in der kleinen Schweiz allein alljährlich 9000 Opfer fordert.

Eine Polizeiaffistentin wird ab 1. Juli in Leipzig tätig sein. Sie wird, wie gleichwie die schon bewährte Stuttgarter Polizeischwester Henriette Ahrend, sich insbesondere der jugendlichen Gefährdeten, der Prostituierten und der Kinder annehmen.

Spaßiges von unseren Kleinen.*)

Die „Weißerchen“. Eine junge Frau sitzt mit ihrem Sprößling in einem Straßenbahnwagen. Ein gegenüber sitzender jovialer, älterer Herr interessiert sich für das lebhafteste Kindchen und richtet nacheinander folgende Fragen an dasselbe: „Wo hast Du denn Deine Guckäugchen — Deine Horchgerchen — Dein Näschen?“ — Der Kleine sagt „da!“ und deutet mit seinen Patschchen prompt nach Auge, Ohr und Nase. Der Herr ist darüber sehr erfreut, möchte aber noch gern wissen, ob das Kind auch schon Zähne hat. „Wo hast Du Deine Weißerchen?“ — „Da!“ sagt der Kleine und kratzt sich auf dem Kopf.

Auch dort. Lehrer: „Dann werden Weiber zu Hyänen!“ Kann mir jemand sagen, worin das vorkommt?“ — Moritz: „Herr Lehrer, das kommt in den feinsten Familien vor.“

Fräglisch. Der kleine Peppel will zu Mittag absolut keinen Spargel essen. „Warte nur“, sagt die Mutter, „wenn Du erst wirst Soldat sein, dann wirst Du schon nachher in der Kaserne Spargel essen!“

Faulheit. „Mutter, wird Butter mit einem t oder mit zwei t geschrieben?“ — „Sei nit so faul, derweil de fragst, machste dreil!“

Der kleine Verräter. Max: „Eisch, wir haben eine Tasse zu Hause, darauf steht: „Derzlichen Glückwunsch!“ — Moritz: „Und wir haben 'ne Tasse zu Hause, darauf steht: „Bahnhof Brenzlaun!““

Prompt! Tante Anastasia will ihren Nessen auf seine Kenntnisse prüfen. „Karlschen, wo hast Du Dein Herz?“ — Karlschen weiß es nicht. Darauf tippt die Tante mit ihren Fingern an Karlschens Brust: „Wenn ich da hineinstecke, wo komme ich da hin?“ — „Ins Gefängnis!“

*) 500 unsterbliche Wibe und Anekdoten, gesammelt, geschrieben, gebichtet und zum besten gegeben von Paul Oppermann. Verlag von G. Danner, Mühlhausen i. Th.

Kinderlaube

redigiert von Martha Kempner-Hochstädt.

Die Serenade.

Von Tante Hedwig.

Die Turmuhr schlug die zwölfte Stunde,
Kein Mensch im Herrenhaus war wach,
Da kletterten drei Minnesänger
Geräuschlos auf der Scheune Dach.

Erst prüften einzeln sie die Stimmen,
Dann sangen sie vereint im Chor
Das schönste aller Nagenlieder,
Das je gehört ein irdisch Ohr.

Doch ach, der süße Klang erweckte
In Karos Brust geheimen Groll,
Er bellte zornig, riß und zerrte
An seinem Strick, als wär' er toll.

Und nun ward es im Hof lebendig,
Die Magd erschien im Unterrod;
Laut schimpfend auf die Ruhestörer,
Ergriff sie einen derben Stock.

„Laß!“ rief der Knecht, „hier ist die Spritzel!
Na warte, du verdammte Brut!“
Und wie ein Sturzbach traf die Sänger
Des Wassers eisigkalte Flut.

Sie purzelten erschreckt vom Dache
Und brachen beinahe Hals und Bein;
Frau Mieke, der die Serenade
Gegolten, schlich ins Haus hinein.

„Die Kerntzen!“ maulte sie tieftraurig,
„Besonders Peter sang so schön!
Es ist doch schrecklich, daß die Menschen
So wenig von Musik verstehn!“

Nesthäkchens Geburtstagswunsch.

Von Tante Hedwig.

Walter, so hieß unser Nesthäkchen, war ein drolliger Bursche von vier Jahren. Seine Geschwister, die bedeutend älter als er waren, beschäftigten sich viel mit ihm; der Kleine war ihr Spielzeug. Walter war deshalb auch klüger als andere Kinder seines Alters. Alle Verschen, die in seinem Bilderbuche standen, wußte er auswendig. Mit dem Finger auf das Bild tippend, las er den Vers vor, der darunter stand. Was die älteren Geschwister taten, versuchte Walter nachzumachen. Als der Kleine sah, daß seine Schwester einen Geburtstagswunsch schrieb, wollte es auch einen Bogen mit Blumen haben und für seine Mama einen Geburtstagswunsch schreiben.

„Du kannst ja gar nicht schreiben,“ lachte die Schwester. „Das würden schöne Kleckse werden. Es wäre schade um den Bogen!“

„Doch,“ behauptete der Kleine, „ich kann schon Buchstaben malen.“

„Ich habe aber kein Geld, dir einen Bogen zu kaufen,“ erwiderte die Schwester. „Du sagst ein kleines Gedicht her, Walterchen, darüber freut sich die Mama noch mehr.“

Lucie, so hieß die Schwester, hatte die Rechnung aber ohne ihr Brüderchen gemacht. Der Kleine war von seinem Vorhaben nicht abzubringen, und — er war schlau wie ein Spitzhube. Er wartete geduldig, bis niemand in der Stube war. Dann riß er aus dem Schreibheft ein Blatt Papier heraus, nahm die Schere und verzierte es mit Ranken. Nun machte er ringsherum Kleckse, das waren, seiner Ansicht nach, die schönsten Blumen, dann setzte er sich hin und malte eifrig Buchstaben. Als er fertig war und seine Händchen ansah, regte sich bei ihm das Gewissen. Es war ihm verboten, mit dem Tintenfaß zu spielen und Blätter aus den Büchern zu reißen. Rasch verbarg er seinen Geburtstagswunsch in seinen Baukasten und packte Klößchen darauf. Die Finger säuberte er an dem Schürzchen. Daß er auch schwarz im Gesicht aussah, wußte er nicht. Als die Mutter in die Stube trat, und den kleinen Mohnen erblickte, bekam sie einen schönen Schreck. Sie zankte ganz gehörig, und Walter erhielt einen Klappe. Der Kleine schluchzte in sich hinein, verriet sein Geheimnis aber mit keiner Silbe. Weber den Eltern noch den Geschwistern fiel es auf, daß Walter nicht mehr mit seinem Baukasten spielte. Daß er sich jeden Tag erkundigte, ob denn morgen Geburtstag sei, setzte sie auch nicht in Erstaunen. Walter hatte ja ein Gedicht gelernt. Die Ueberraschung war groß, als Walter am Geburtstagsmorgen triumphierend seinen Baukasten öffnete und strahlend vor Freude der Mama seinen Geburtstagswunsch brachte. Weber die Geschwister noch der Vater konnten entziffern, was der Kleine geschrieben. Der Mutter aber sagten die Hieroglyphen: „Ich habe dich sehr lieb, Mama, und wünsche dir viel Glück!“

Den drolligen Geburtstagswunsch ihres Nesthäkchens bewahrt sie noch heute auf.

Rätsel.

Ich bin ein Mann aus Afrika,
Rückwärts gelesen, ei sieh da!
Fall aus den Wolken ich hernieder;
Was dürr ist, das erfrischt' ich wieder.

*

Wechsel-Rätsel.

Mit a ist es ein Stengel, wie beim Getreide,
Mit e schützt es den Kopf, daß er im Kampf nicht leide,
Mit o ist es ein Inselein,
Wie mag wohl die Lösung des Rätsels sein?

(Die Auflösungen der Rätsel usw. erfolgen in der nächsten „Kinderlaube“. D. Red.)

Auflösungen der Rätsel usw. aus der vorigen „Kinderlaube“.

Ersehnungs-Aufgabe.

Eig'ner Herd ist Goldes werth.

Engel, Ise, Geige, Nagel, Egel, Rabe, Gase, Elba, Rab,
Dorn, Iris, Sonne, Thorn, Galie, Dinkel, Lamm, Darm, Eid,
Saum, Wetter, Elle, Rache, Tand.

*

Zahlenrätsel.

Baltimore
Aliai
Libelle
Tiber
Älter
Moor
Omelette
Rebeck
Emir



Beilage zum Wiesbadener General-Anzeiger.

(Alle Rechte für sämtliche Bilder und Texte vorbehalten. Abdruck verboten.)

Glossen.

Wenn sich dir jemand aufgedrängt als Freund,
Erweist Gefälligkeiten permanent,
So glaub' nicht unbedingt, daß er es ehrlich meint,
Vielleicht ist er Versicherungs-Agent. — —

Wem kein Talent zum Tanz gegeben,
Sagt gern, der Boden sei nicht eben.

Au!

A.: „Beim Militärkonzert ist dem Tambour die Trommel
geplatzt.“ — B.: „Na ja, es war ja auch ‚Platz-Musik!‘“

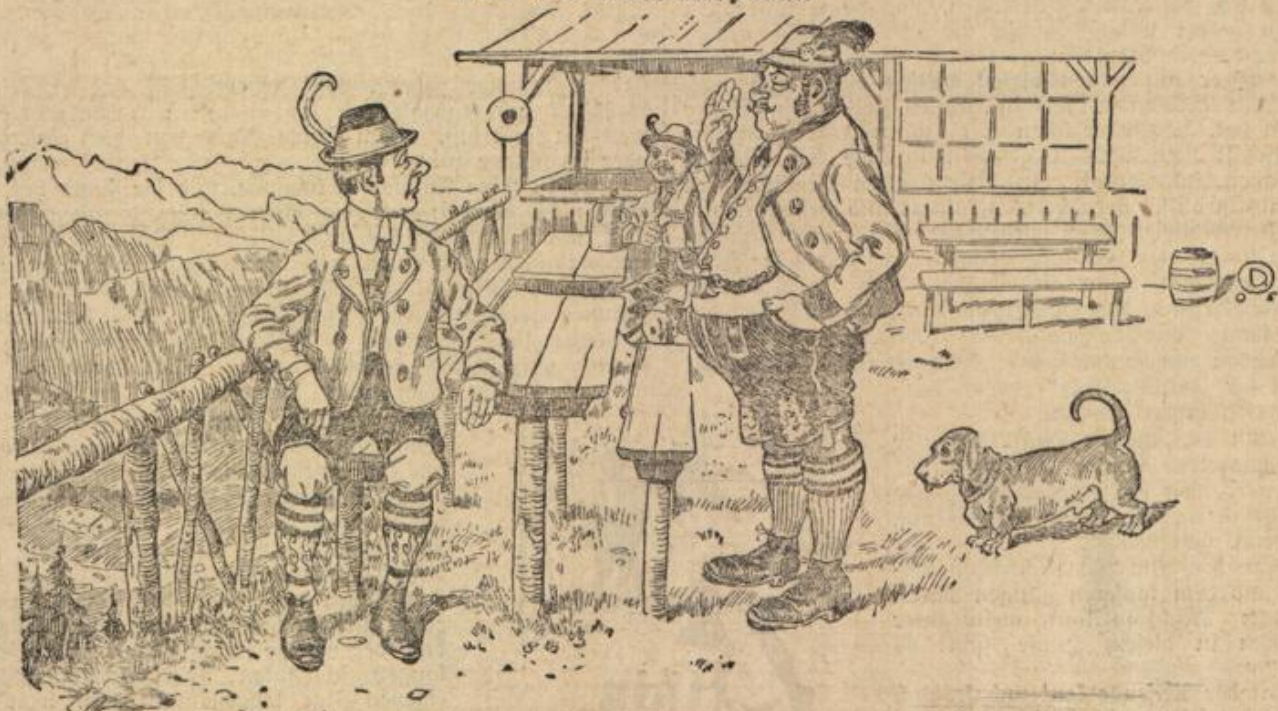
Bei der Schmiere.

Direktor (während einer Rauffzene auf der Bühne zu
den Zuschauern): „Dem Stücke nach verläuft ja diese Sache,
so schlimm sie auch aussieht, unblutig . . . wenn nun das
verehrte Publikum noch 'ne Kleinigkeit draufzahlen wollte,
dann wird der Eine umgebracht.“

Widerlegt.

Alte Jungfer: „Dem weiblichen Geschlechte wird
immer nachgesagt, daß es keine Geduld hätte . . . und ich
warte schon seit achtzehn Jahren auf einen Mann.“

Auf dem Aussichtspunkt.



Wirt (zum Touristen, der sich auf der Terrasse eines Aussichtspunktes eine Flasche Wasser bestellt): „Ach dös
geht net, dös kann i' Ihnen da net servieren! . . . Es verhungt mir ja dös ganze Landschaft!“

Neuer Gedächtnissitz.

Köchin: „Weißt Du noch, heute vor vier Wochen hat Dir der Gänsebraten so gut geschmeckt.“
Soldat: „Ja, Lina — mein Magen hat ein gutes Gedächtnis!“

Nicht tot zu machen.



„Ich möchte Sie zur Treppe herunterschmeißen, wenn ich nur nicht die Hände beschmutzen würde.“
Hausierer: „Vielleicht 'n Paar Handschuhe gefällig?“

O diese Fremdwörter.

— „Ist Ihr Zahnschmerz rheumatischer Natur, oder haben Sie einen hohlen Zahn?“
— „Ich weiß nicht, der Zahnarzt sagte nur, daß er kuroser (kariöser) Natur sei.“

Vom Katheder.

Ob Walter von der Vogelweide wirklich Österreicher war, ließe sich erst feststellen, wenn man den Ort seiner Geburt wüßte.



Die Geisterhand.

Eine Spukgeschichte von W. Steljes.

Es ist einmal ein Handlungsreisender gewesen, der sich nicht gefürchtet hat, weder vor Menschen noch vor Spukgeistern. Überall wo er herumgekommen ist, auf allen Dörfern und in allen Städten, wo es alte Wirtshäuser gegeben hat, ist er immer in den ältesten abgestiegen und hat gleich gefragt: „Na, wie ist's denn, spukt's denn hier nicht?“ Und wenn dann der Wirt und die Stauungäste sich erst schon umgesehen und dann den kühnen Handelsmann mit ehrfurchtsvollem Staunen betrachtet haben, so hat der bloß höhnisch gelacht über die Hasenherzen und forsch gerade das Zimmer verlangt, wo es am schlimmsten umgehen sollte. Da hat er dann, ehe er ins Bett gegangen ist, einen langen schwanke Rohrstock aus seinem Koffer geholt, hat ihm ein paar mal pfeifend durch die Luft sausen lassen, ihm dann unter sein Kopfkissen gelegt und ist ruhig ins Bett gestiegen, eingeschlafen und am andern Morgen lachend wieder aufgestanden.

So ist er auf seinen vielen Reisen einst auch nach Lämmerstein gekommen, wo in grauen Zeiten ein Kloster bestanden hat, das aber schon seit langen Jahren in eine Gastwirtschaft umgewandelt gewesen ist, die den Namen „Zur grauen Eule“ trägt. In diesem alten Gemäuer hat es oftmals graulich gerauscht, geknistert und gestöhnt, als ob die alten Mönche, die es vormals bewohnt, noch umgingen darin. Oftmals hat es auch abends ein lautes Geschrei gegeben, jedesmal wenn die Mägde, wenn sie gerade zu Bett gegangen sind, dem Hausknecht der „Grauen Eule“, der auf den langen dunklen Gängen des alten Hauses die Stiefel der Reisenden eingesammelt hat, begegnet sind. Dann hat der Wirt der „Grauen Eule“ gebebt, denn er ist sehr fruchtig gewesen.

Als nun der mutige Handelsreisende nach Lämmerstein in die „Graue Eule“ gekommen ist, hat er seine übliche Frage wieder getan: „Na, alter Schneekönig, spukt's denn nicht hier?“

Da hat der alte Wirt sich schon umgesehen und dem tapferen jungen Mann zugestüstert: „Nicht so laut, mein guter Herr, denn in diesem Hause spukt es wirklich!“

Da hat der Reisende laut und fröhlich gelacht und wieder wie üblich, lust das Zimmer verlangt, wo es am schlimmsten

umgehen sollte. Der gute Wirt hat sich zuerst geweigert, ihm aber endlich doch das größte alte Zimmer aufgeschlossen, wo vor Zeiten, als das Haus noch als Kloster diente, der Herr Abt gewohnt hat.

Der Reisende hat sich dann ausgekleidet, wie üblich wieder seinen Rohrstock pfeifen lassen, diesen dann unter das Kopfkissen und sich in das breite aber sehr kurze Bett gelegt.

Mitten in der Nacht ist er plötzlich aufgewacht, denn ihm ist gewesen, als ob ein kalter Lufthauch über ihm hingezogen sei. Bleiches, schimmerndes Mondlicht hat das Zimmer erfüllt, und draußen hat der Wind die alten Bäume bewegt, daß sie gestöhnt und geächzt haben. Da hat der mutige Reisende im täuschenden Mondlichte gesehen, wie etwas, das wie eine große weiße Hand ausgesehen, sich auf den Bettrand zu seinen Füßen gelegt hat. Jetzt ist es ihm doch etwas kalt über den Rücken gelaufen; aber Furcht hat er nimmer gehabt. Mit einem Griff hat er seinen Rohrstock hervorgeholt und laut gerufen: „Spukgeist oder was Du sonst bist, nimm Deine Hand von dem Bettrand, oder ich schlage zu!“

Es ist keine Antwort gekommen, und die Hand hat sich auch nicht bewegt; nur die alten Bäume draußen haben noch unheimlicher geächzt und gestöhnt. Da ist dem Handlungsreisenden der Mut noch mehr gewachsen, und er hat losgeschlagen. Klatsch! Klatsch! Klatsch! hat es durch das Zimmer geschallt. Aber gleichzeitig hat auch der mutige Reisende angefangen aus Leibeskräften zu schreien, daß es durchs ganze Haus zu hören gewesen ist. Der Wirt, der noch wach gewesen, und der Hausknecht sind rasch mit einem Licht gelaufen gekommen, und da haben sie denn gesehen, wie der mutige Reisende mitten im Zimmer einen sonderbaren Kriegstanz aufgeführt hat, indem er immer auf einem Bein herumgehüpft und den anderen Fuß mit beiden Händen festgehalten hat. Über den Fuß haben sich einige dicke Striemen gezeigt, und da hat sich denn herausgestellt, daß der mutige junge Mann mit seinem langen schwanke Rohrstock auf seinen eigenen Fuß losgeschlagen hat, weil er diesen für eine — — Geisterhand gehalten hat!





Bachfisch.

Fliegende Haare,
Flatterndes Blut,
Sonniger Jahre
Schäumender Mut,
Klingendes Lachen,
Leuchtender Blick,
So will ich machen
Spielend mein Glück. —

Schimmernde Glieder,
Schneeige Brust,
Unter dem Nieder
Brennende Lust,
Wehende Fähdchen
Über dem Knie,
Nicht, solch ein Schöndchen
Sahst Ihr noch nie! —

Dunkel und Bitter
Laufen mir nach,
Werden sie netter,
Werd' ich nicht schwach;
Kämpfe verzweifelt,
Stark ist mein Leib,
Bin ein vertensfelt
Schneidiges Weib.

Aber zuweilen
Kommt es mich an,
Dah ich fast heulen,
Heulen fast kann;
Tief in mein Kissen
Schluchz' ich die Qual;
Keiner soll's wissen,
Er nicht einmal. —

Ahnungsvoll.

Oberkellner: „Es will Sie ein Herr dringend sprechen!“
Gasteller: „Sagen Sie mir, ich sei nicht da! Und lassen
Sie ihm von der Rechnung 10 Prozent nach!“

Doppelsinnig.

Feldwebel (zum Rekruten): „Pieffe, sagen Sie einmal:
Ich bin doch ein rechter Dummkopf!“

Unter Freundinnen.

„Gestern hat mir der Arzt den Aufenthalt in der Küche
verboten.“
„Woran ist denn Dein Mann erkrankt?“

Scherzfrage.

Warum sind Diebe klüger als Ärzte?
„weil sie wissen, was sie tun.“

Aus der Kinderstube.

Elisken: „Gretchen, meine Puppe möchte der Deinen
einen Kuß geben.“
Gretchen: „Das erlaube ich nicht! Küssen ist nach der
Behauptung moderner Ärzte gesundheitschädlich.“

Zerstreut.

Schüler: „Bitt' schön, Herr Lehrer, ich hab nicht
gewußt, daß wir als Hausaufgabe ein Gedicht aus-
wendig lernen sollten.“ — Lehrer: „So? Zur Strafe
lernst Du es zehnmal auswendig.“

Guter Vorsatz.

Zuchthausdirektor: „Sie sind also mit dem heutigen
Tage entlassen. Was werden Sie nun beginnen?“
Sträfling: „Zuerst setz ich einmal auf meine Zucht-
hausnummer 312, und wenn ich was gewinne, dann wird
privatisiert.“

Vom Autlerstandpunkt.

Begleiter: „Jetzt haben wir auf stundenlanger Fahrt
in dieser Gegend noch kein anderes Schnauferl zu sehen be-
kommen.“
Autler: „Ja, unglaublich, was es in Deutschland noch
für große Wüsten gibt.“

Ländliche Einfalt.

Bäuerin (die mit ihrem Alten zum erstenmale in ein
Theater in der Residenz geht, als sie vor der Tür des Zu-
schauerraumes stehen): „Glas, . . . Kopf sei schön an!“

Der Seppel in der Stadt.



„Jesias na, dö Stodisfrad'n mit dö Fremdwörter allewel,
da kennt sich toa Mensch nimma aus!“

Höhere Schule.

Lehrer: „Was ist der Unterschied zwischen Chemie und
Physik?“
Schülerin: „Bei Chemie zerplahen die Flaschen — bei
Physik bleiben sie ganz.“

Ungelöste Frage.

Daß ein Geheimnis, weil so schwer es wiegt,
Allein zu tragen, Weiber sich nicht trauen,
Kann ich versteh'n: Doch nicht woran es liegt,
Daß oft in dem Punkt selbst die Männer — Frauen.

Zur Vorsicht.

Bauer: „I
möcht' a Gesti-
pflaster.“
Apotheker:
„Was ist denn
passiert?“
Bauer:
„Noch nix —
die Kirchweih
ist erst mor-
gen.“

Aus dem Tagebuch eines Reisen- den.

Der Weg zu
den Kunden ist
mit Fußtritten
gepflastert.



In der Sommer- frische.

Mutter:
„Was ist denn
das, was im
Stalle so
schreit?“
Höhere
Tochter:
„Ein französi-
sches Schaf.“
Mutter:
„So — und
warum denn
ein französi-
sches?“
Höhere
Tochter:
„Ach, fragst Du
sonderbar —
hörst Du es
denn nicht, es
schreit ja
„mais“.“

Verdacht.

„Was hat der Schwanenwirt nur immer mit dem Dach-
odermeister zu tuscheln?“
„Ich glaub', das ist sein Hasenlief'rant.“

Er hat Recht.



„Nein, der Anzug ist nicht zu teuer, da kann ich nichts
mehr ablassen!“
„Na, aber bei mir können Sie doch Engrospreis rechnen!“

Anzüglich.

Buchhalter (zu einem Hausierer, der Schreibutensilien
anträgt): „Brauchen jezt nichts, jezt ist tote Saison!“
— „Kann ich Ihnen vielleicht einen Weder an-
bieten?“

Ein Epikureer.

„Männchen, ist die Luft hier nicht entzückend?“
„Ganz gewiß! Es riecht hier so wunderbar nach —
Schweinebraten.“

Verschnappt.



Bauer: „Ob der Jochen
reich ist? Na der hat mehr
Taler, als Du Glöhe in Deinen Betten, sage ich Dir!“ —
Wirt: „Na, na, Du übertreibst ja immer ein bißchen.“

Stilblüte.

(Aus dem Refrelog einer Zeitung bei dem Tode eines hohen
Generalsstabsoffiziers.)
„Seine ersten Sporen hatte der Verstorbene sich bei der
Marine verdient.“

Der Kuchentanz.

— „Nicht wahr, Papa, beim Cake-Walk kriegt der Herr,
wenn er einmal 'rumtanz, jedesmal 'n Stück Kuchen!“

Auf der Landstrasse.

Von Walter Schmidt-Häbler.

(Fortsetzung.)

„Zählen Sie selbstverständlich auf mich in weitestem Umfange. Aber auf wen um aller Heiligen willen haben Sie Verdacht?“

„Das kann ich Ihnen jetzt noch nicht sagen, wenn ich nicht von vornherein Ihr Urteil beeinflussen will. Ich bitte Sie vorläufig nur um eines: beobachten Sie oben im Schloß selbst alles und zwar mit der größten Genauigkeit. Und vor allem beantworten Sie mir ein paar Fragen.“

„Nun?“

„Wenn man fortgesetzt, Abend für Abend, in drei Stunden, also um 10, 11 und 12 Uhr, einem Manne, der an den Folgen eines influenzaartigen Fiebers leidet, einen Teelöffel Opium eingibt, muß ihm das mit der Zeit nicht zweifellos töten?“

„Aber selbstverständlich? Wer tut denn aber das?“

„Das weiß ich nicht! Aber daß es geschieht, sagen mir alle Symptome, die ich gestern an dem Kranken beobachtet habe. Die Medizin macht den harmlosesten Eindruck, das Rezept bestätigt es. Und doch befindet sich das Gift im Zimmer, und der Kranke erhält es — aber von unsichtbarer Hand. Und diese Hand bei der Ausübung ihres satanischen Werkes zu halten mit eisernem Griff, dazu hat das Geschick mich und Sie berufen.“

„Aber, wenn dem wirklich so wäre, liebster Freund, so müßte der Unglückliche ja längst tot sein, denn diese Dosis, alltäglich fortgesetzt, verträge keins ohnedies geschwächte Konstitution.“

„Das weiß ich wohl. — Darum steckt hinter der ganzen Sache ein bestimmtes System, nach welchem der Mörder arbeitet, hinter das ich kommen muß, bevor es zu spät ist. Gestern nachmittag zum Beispiel fand ich den Grafen im Lehnstuhl, sehr leidend und angegriffen zwar, aber immerhin im Zustande eines normalen Krankseins, wenn ich mich so ausdrücken darf. Seit heute nacht liegt er regungslos in dem totenähnlichen Schlaf, kalte Schweißperlen auf der Stirn, mit allen Anzeichen langsamer Opiumvergiftung.“

„Und wer hat ihm gestern die vorgeschriebene Medizin verabfolgt?“

„Ich!“

„Und nach dem Gebrauch des Medikamentes?“

„Traten alle Symptome der Vergiftung mit geradezu entsetzlicher Deutlichkeit ein.“

„Und Sie waren allein im Zimmer und hatten vorher die Medizin geprüft?“

„Ganz genau — auch mit dem Rezept verglichen. Aber nun kommt das Wunderbare. Die Flüssigkeit noch beim zweiten Male bedeutend intensiver, als zuerst, so daß ich

sofort den Verdacht faßte, reines Opium zu geben, anstatt eines harmlosen Schlafmittels.“

„Und niemand war außer Ihnen im Zimmer?“

„Kein Mensch! Das Zimmer hat keinen zweiten Eingang, und die Fenster waren von innen fest geschlossen.“

Der Arzt schüttelte den Kopf und sah Oswald nachdenklich an.

„Ich werde also sehr genau beobachten und peinlich gewissenhaft untersuchen. Verlassen Sie sich darauf.“

„Was ist Doktor Möhringen für ein Mann?“ fragte Oswald unvermittelt.

„Ein guter, alter Herr mit weißem Haar. Etwas stark rückständig und völlig „ancien régime“. Er ist einer von denen, die mit altersschwachen Augen ihrer ebenso altersschwachen Praxis so lange den hausärztlichen Höflichkeitsbesuch machen, bis sie den offiziellen Totenschein ausstellen haben.“

„Aha! Das hab' ich mir gedacht. So einen brauchte man eben, und da ein ebensolcher auch gerade Hausarzt der Familie war, konnte ja gar nichts erwünschter kommen. Da hat Sie der Himmel herbeigeführt, Neumark, und — nicht wahr, ich darf Sie von diesem Moment an als Berblündeten betrachten?“

„Selbstverständlich! Bedarf das wohl noch einer besonderen Versicherung? Aber Sie sprachen noch von einem zweiten Mord, wenn ich nicht irre!“

Von einem bereits geschehenen! Jawohl. Aber auch das ist natürlich nur eine Vermutung, auf die ich lediglich durch den anderen Verdacht hingeleitet worden bin. Darüber kann ich Ihnen nicht einmal eine Andeutung machen! Nur eins möchte ich Sie fragen! — Sie sind ja Jäger und ein großer Zoologe vor dem Herrn. Ist es möglich, daß Füchse einen Leichnam, der im Freien liegt, bis zur Unkenntlichkeit entstellen können?“

„Ne nachdem! Es kommt wohl vor, wenn diese Raubtiere sehr hungrig sind. Aber selten genug ist es!“

„Ich danke Ihnen! — Uebrigens, sehen Sie, da drüben in einer Talsenkung liegt Schloß Neudeck. In einer kleinen Viertelstunde sind wir am Ziel.“

„Ich brenne ordentlich auf diesen Krankenbesuch, Oswald“, mahnte der Arzt mit blitzenden Augen. „Sie haben durch Ihre unheimlichen Mitteilungen meinen ganzen Ehrgeiz geweckt! — Es sollte mich stolz machen, wenn es mir gelänge, dem Unsichtbaren einen Strich durch die Rechnung zu machen.“

„Aber vorsichtig!“ mahnte Oswald. „Denn glauben Sie mir, wir haben es mit einem raffiniert schlauen Satan zu tun, den man nur in flagranti ertwischt kann.“

„Vor allen Dingen werde ich sofort ein Medicament verschreiben, das keine Spur von Opium enthält.“

„Im Gegentheil! Ich beschwöre Sie, denn das würde den Mörder auf der Stelle stutzig machen und ihn einen anderen Weg einschlagen lassen, auf dem ich ihn vielleicht nicht so sicher fangen könnte, wie auf dem bisherigen. — Lassen Sie es bei der Medizin. Nur ordnen Sie an, daß ich, kein anderer, den Kranken bedient, daß ich direkt in seinem Krankenzimmer schlafe. Nur so kann ich ihn bewachen!“

„Gut! So wollen wir's halten.“

Wenige Minuten später hielt der Wagen am Schloßtor, und Oswald geleitete den Arzt in das Krankenzimmer seines Herrn.

Am Bett saß Thea, die keinen Augenblick seit Oswalds Fortgang von ihrem Vater gewichen war, was den jungen Mann beruhigt aufatmen ließ.

Nachdem Neumark den Kranken eingehend untersucht und Puls und Temperatur gemessen hatte, prüfte er die Arznei.

In demselben Augenblick trat Baronesse Julia ein, der sich Neumark sofort galant vorstellte, wobei Oswald beobachtete, daß der junge Arzt von der eigenartigen Schönheit der jungen Dame sichtlich betroffen war. Er ließ kein Auge von dem schönen Gesicht mit den leuchtenden dunklen Augen unter dem dichten, fast flammenroten Haar.

Sie hingegen schien von seiner Anwesenheit weniger entzückt zu sein.

„Glauben Sie, Herr Doktor“, fragte sie, „daß der Herr Doktor Möhringen längere Zeit krank sein wird? Der Herr Graf hat zu ihm ein so unbedingtes Vertrauen, daß schon seine bloße Anwesenheit günstig auf ihn wirken mußte.“

Neumark zuckte die Achseln. „Herr Doktor Möhringen ist ein alter Herr, und in seinen Jahren läßt sich die Dauer einer wirklichen Krankheit schwerlich berechnen. Baronesse müssen inzwischen schon mit meinem jungen Wissen fürlich nehmen, und ich denke, mein bestes Können einzusetzen, den Herrn Grafen zu retten.“

„Wir wollen das Beste hoffen“, entgegnete Julia mit einem schmerzlichen Blick auf den Kranken, einem Blick, in dem eine Fülle von ängstlicher Sorge lag, „und wir vertrauen Ihnen selbstverständlich vollkommen.“

„Sehr verbunden, Baronesse“, erwiderte der Arzt mit leichter Verbeugung. „Glücklicherweise bin ich mir auch schon im wesentlichen über die Hauptursachen des Leidens nach meiner Untersuchung klar. Ich glaube, mir die Diagnose richtig gestellt zu haben, und so ist mir um das weitere nicht allzu bange.“

„So sagen Sie mir, Herr Doktor, was fehlt meinem armen Onkel, wie nennt sich die Krankheit, die sein teures Leben bedroht?“

Sie sah entzückt aus, wie sie da stand am Fußende des Bettes, die großen Augen in angstvoller, stummer Frage auf das Antlitz des Arztes geheftet, als wollte sie Tod oder Leben von seinen Lippen lesen.

Neumark zuckte die Achseln und sah ihr fest in die Augen, als er sagte:

„Den Namen des Leidens kann ich Ihnen so kurz und klar nicht bezeichnen. Aber die Ursache kenne ich, und das ist mir schon sehr viel! — Es ist ein langsames, allgemeines Abnehmen der Kräfte, ein systematischer Zerfall, den nur ein ganz energisches Vorgehen aufzuhalten vermag. Vor allen Dingen muß ein ganz zuverlässiger Mensch Tag und Nacht, besonders aber nachts beständig um den Kranken sein, hier im Zimmer schlafen und ihm alle halbe Stunde eine neue Medizin gewissenhaft eingeben, die ich sogleich verordnen werde.“

„In diesem Nachtdienst entbiete ich mich mit Freuden!“ sagte Julia mit dem gewinnendsten Lächeln um den reizenden Mund.

„Sie scherzen, Baronesse!“ fiel der Arzt ein. „Eine zarte, junge Dame ist solchen fortgesetzten Anstrengungen auf keinen Fall gewachsen, dazu gehört die zähe Ausdauer eines gesunden und kräftigen Mannes.“

„Dann gestatten Komtesse Thea“, sagte Oswald ruhig, daß ich von heute ab mein Zimmer mit dem Aufenthalt hier unten tausche.“

„Ich bitte Sie sogar darum, Fritz“, erwiderte Thea mit leuchtenden Augen, „denn ich weiß, wie zuverlässig und gewissenhaft Sie sind.“

„Ich werde mir gestatten, in dem kleinen Alkoven hier nebenan mir ein Lager zurechtzumachen, so bin ich jeden Augenblick sofort zur Hand.“

„Das halte ich auch für das Beste“, sagte Julia, „und es ist wirklich sehr opferwillig von Ihnen, die ganze Mühe und Verantwortung allein übernehmen zu wollen. Ich danke Ihnen!“

„Bitte, gnädigste Baronesse, ich erfülle damit nichts weiter, als meine Pflicht!“ entgegnete Oswald, der ganz erstaunt war, daß dieses Arrangement so sehr den vollen Beifall der roten Baronin fand, wo er doch eigentlich das Gegenteil erwartet hatte.

„Und wann, Herr Doktor, kommen Sie wieder, nach meinem Vater zu sehen?“ fragte Thea, die zu dem Arzt, der so ungemein klar und sicher auftrat, vom ersten Moment an vollstes Vertrauen empfand.

„Morgen mit dem 11 Uhr-Zug werde ich wieder hier sein, gnädigste Komtesse, für den Augenblick besteht keine unmittelbare Gefahr.“

Damit trat er an den Schreibtisch, um das Rezept aufzuschreiben, während Julia das Zimmer verließ mit den Worten: „Ich werde selbst sofort dem Reitknecht Weisung geben, zur Apotheke zu reiten und die Medizin machen zu lassen.“

Sie ging, und Oswald schaute ihr nach mit dem Gedanken: „Was wird sie dem zuverlässigen Monsieur Francois außer dem Rezept noch für Kommissionen geben?“

Als Doktor Neumark sich empfahl, gab ihm Oswald das Geleite.

Wortlos gingen sie nebeneinander her durch die leeren Gemächer, die hohen Säle, von deren Wänden ihr Schritt widerhallte, wie in einem ausgestorbenen Hause, durch die säulengestragene Vorhalle, die breite Freitreppe zwischen den buntblumigen Gewächsen hinunter.

Stumm schritten sie weiter durch die Kieswege des Vorgartens, bis an das schmiedeeiserne Gittertor, hinter dem der Wagen hielt, der Neumark wieder zur Bahn brachte, da der Zug nach der Residenz in kurzer Zeit bequemen Anschluß hatte.

„Run?“ fragte Oswald leise, während er geräuschvoll die Pforte aufschloß.

„Stimmt!“ Klang es ebenso leise zurück.

„Zu spät?“

„Nein, noch nicht! Aber gerade zur rechten Zeit!“ Dann fügte Neumark so laut hinzu, daß es der alte Johann bequem hören konnte: „Ich komme also morgen mit demselben Zug, Herr Weber, es wäre mir erwünscht, wenn Sie mich von der Bahn abholen und mir auf dem Wege schon genauen Bericht über den Verlauf der heutigen Nacht abstaten wollten.“

„Ich werde pünktlich da sein“, erwiderte Oswald, indem er sich zeremoniell mit der den Domestiken geziemenden Ehrerbietung empfahl.

Dann wandte er sich, ohne sich umzuschauen, und ging langsam zurück.

Jetzt wußte er, was er zu tun hatte. Sein Plan stand fest.

Im Schlosse erwartete Baronesse Julia ihn in dem Zimmer vor dem Gemach des Kranken und war von einer so herablassenden Reuefertigkeit, daß er sich diesen plötzlichen Umschwung absolut nicht zu erklären wußte.

Zuerst dankte sie ihm auf das Freundlichste für sein anopferndes Anerbieten, das ihr um so willkommener sei, da sie durch die langen, schlummerlosen Nächte sich selbst so schwer angegriffen fühle, daß ihr eine Zeit der Ruhe unbeschreiblich notwendig sei.

Seine Idee, sich in dem kleinen Alkoven einzurichten, der mit dem Krankenzimmer eigentlich nur einen Raum bildete, und nur durch ein riesiges Gobelin von diesem ge-

trennt war, fand ihren vollsten Beifall, und sie hatte schon Auftrag gegeben, daß man eins der Fremdenbetten dort für ihn aufschlagen sollte, damit sein eigenes Bett in seinem Zimmer verbliebe, für den Fall, daß er am Tage ein paar Stunden Schlaf nachzuholen beabsichtigte.

Oswald wußte nicht, wie er für diese fürsorgliche Güte danken sollte, und fügte sich selbstredend mit vollster Unterwürfigkeit und meisterhaft gespielter Bescheidenheit den Wünschen der Baronesse, was sie auch offenbar erwartet hatte.

Dann zog er sich auf sein Zimmer zurück, wo er sich einschloß und sofort an die Ausführung seines Planes ging, denn er hatte sich fest vorgenommen, keinen Augenblick zu verlieren.

Er schrieb an seinen Freund Kehler einen eingehenden Brief, worin er ihn bat, alles stehen und liegen zu lassen, und sofort hierher zu reisen. „Es hängt vielleicht ein wertvolles Menschenleben von dieser Reise hierher ab, und ich weiß ja, daß ich mich in ernstesten Dingen blind auf Dich verlassen kann“, so schrieb er ihm. „Und die Sache ist ernst, so ernst wie nur eine. In meinem Schreibtisch, im zweiten Fach links, wozu ich Dir ja den Schlüssel in Verwahrung gegeben habe, findest Du eine größere Summe in Banknoten und ein Scheckbuch auf die Vereinsbank. Fülle einen Scheck, den ich für alle Fälle vor meiner Abreise schon unterschrieben habe, mit einer Summe aus, die Du für den Zweck für ausreichend befinden wirst, behebe das Geld und mache Dich unverzüglich auf den Weg hierher.“

Vorher aber begib Dich auf ein Privatdetektiv-Bureau, laß Dir einen findigen Beamten empfehlen, der unter irgend einer von Dir bestimmten Maske mit Dir reist und trifft so schnell wie möglich in dem kleinen Landstädtchen ein, das unsere nächste Bahnstation hat. Nimm in der „Goldenen Krone“ Wohnung und zwar harmlos unter Deinem Namen, als Sommerfrischler, oder was Du sonst denkst, und gib mir Nachricht von Deiner Anwesenheit durch einen möglichst harmlosen Brief unter F. W. bahnhofs-lagernd.

Ich hole den Arzt täglich von der Station und finde so am besten Gelegenheit, den Brief in Empfang zu nehmen. Alles weitere erfährst Du dann hier.“

Dann gab er ihm noch einige Weisungen für Fritz, verichloß den Brief und barg ihn in einer Brusttasche im Innern seiner Weste.

Damit war ein wichtiger Teil seines Tagewerkes getan und er begab sich hinunter in die Herrschaftsräume, um dem Diener Hans bei der Einrichtung des Alkovens behilflich zu sein.

Aber alles war schon fertig, als er kam. Es blieb ihm nichts mehr zu tun übrig.

Sein Bett stand tief hinten in dem fensterlosen Raume, davor ein kleines Nachttischchen mit Licht und Streichhölzern.

(Fortsetzung folgt.)

Salon Vienna.

Skizze von Hedwig Stephan (Dortmund).

Eingentlich ist sie ganz durch Zufall hierhergeraten, die kleine blonde Frau Martha.

Sie hat nach einer Schneiderin für ihr neues Ballkleid gesucht, das Schild „Salon Vienna“ über einem Hauseingang gesehen und ist hinaufgegangen. Und erst nachdem sie die Klingel gezogen, hat sie über den Briefkastenschloß die Visitenkarte bemerkt: „Jadwiga Bluczinska“.

Also polnisch! Da will sie doch lieber umkehren.

Aber schon hat ihr ein kleines Nähmädchen geöffnet, und jetzt sitzt sie in dem starkparfümierten Empfangsalon auf einem der niedrigen atlasbezogenen Sofas und überlegt.

Im Grunde genommen, was liegt daran! Theo nennt es zwar „Gefinnungsfaulheit“, in polnischen Geschäften zu kaufen, aber er braucht es ja nicht zu erfahren, er kümmert sich ohnehin kaum um ihre Privatangelegenheiten. Und ihr ist es doch die Hauptsache, daß das Kleid recht hübsch, vielleicht sogar ein bißchen auffallend wird. Es ist ihr erster Ball hier in der fremden, halbpolnischen Stadt, und dann, sie will hübsch aussehen, will Theo gefallen, er soll sie wieder einmal mit so verliebten Augen ansehen wie früher und „süße Puppe“ sagen ...

Scheint es ihr nur so, oder fängt er wirklich an, sie zu vernachlässigen? Zu Hause ist er fast gar nicht mehr, immer im Bureau oder auf Reisen. Allerdings, es gibt hier viel Konkurrenz, und die Firma, die er vertritt, ist noch neu und wenig bekannt ... aber ob er nicht doch manchmal des Abends früher heim kommen könnte?

Sie hat für einen Augenblick ganz vergessen, wo sie ist, und fährt zusammen, als eine weiche Stimme fragt:

„Gnädigste Frau befehlen ein Kostüm?“

„Ja — jawohl, ein Ballkleid —“ erwiderte sie etwas verwirrt. „Können Sie mir etwas recht schönes, modernes vorschlagen?“

„Aber gewiß — sofort.“

Die Schneiderin sucht aus einem großen Glasschrank allerhand Musterpalette, Spitzenloupes und Modeblätter heraus, und Martha hat inzwischen Zeit, sie zu betrachten.

Es ist der Typus der blonden Polin — das Gesicht ein wenig breit, farblos, mit schwellenden, sehr roten Lippen, die Figur wundervoll, noch gerade eben an der Schönheitsgrenze. In den Ohren trägt sie merkwürdige, geschliffene Zetringe, die bei jeder Bewegung schwingen und aufblitzen.

Und während sie von Lyoner Silberbrokat, Bruges Spitzen und angeknüttelter Schleppe spricht, verfolgt Martha mit heimlicher Bewunderung ihre wiegenden Bewegungen und atmet den pikanten Duft ein, der ihren seidenrauschenden Röcken entströmt.

Schließlich hat man sich auf eine Toilette von altrosa Luifine Mignon mit viel Chiffonvolants geeinigt; die Directrice und ein Probierfräulein kommen, um Maß zu nehmen, und die schöne Jadwiga verschwindet mit dem gnädigen Kopfnicken einer Königin.

Als Martha nach Hause kommt, hat sie doch große Lust, Theo ein bißchen von ihren Erlebnissen zu erzählen, aber auf ihre einleitende Bemerkung, daß sie nun endlich eine geschickte Schneiderin aufgetrieben habe, sagt er nur kurz: „Na also!“ und sieht nicht einmal von seiner Zeitung auf.

Da knistert sie ein wenig und geht resigniert in die Küche, um das Abendbrot anzurichten.

Beim Zubettgehen, als Martha vor dem Spiegel ihr dickes, etwas starres Haar für die Nacht in Zöpfe flacht, sieht Theo sie mit prüfenden Blicken an.

„Weißt du auch, daß du mager geworden bist im letzten Jahr, Marthe! Ordentlich edige Schultern hast du ja, und da —“ er fährt ihr leicht über die Wange — „das niedliche Grübchen hast du dir auch ganz abgewöhnt!“

Sie haucht nach seiner Hand.

„Ich glaube, ich gefalle dir überhaupt gar nicht mehr!“ sagt sie mit zuckenden Lippen, die sie doch zu einem Lächeln zwingt, denn sie weiß, daß Theo Rührseligkeiten nicht vertragen kann.

Aber wie er nur so obenhin: „Torheit!“ erwidert, preßt sie seine Finger mit krampfhaftem Druck.

„Doch, Theo, doch! Ich merke's schon eine ganze Zeit. Du — du bist ja immer fort — du kümmerst dich gar nicht mehr um mich — ach, lieber Gott, sterben würde ich ja, wenn du mich nicht mehr lieb hättest!“

Theo runzelt die Stirn und entzieht ihr brüsk die Hand.

„Was sind das für alberne Geschichten, Martha! Du machst dir und mir das Leben sauer ohne jeden Grund — ich muß mich nun mal draußen herumtreiben und die Rundschau pouffieren, solange bis unsere Artikel einigermaßen eingeführt sind — und das ist auch gerade keine besonderes Vergnügen! Aber du sitzt hier in deinen vier Wänden wie die Maus im Loch — da kommst du denn natürlich auf dumme Gedanken! Mach' doch mal öfter ein Schwätzchen irgendwo — geh' zu Frau Vietinghoff, die hat schon verschiedentlich gefragt, warum du dich gar nicht bei ihr blicken läßt!“

Martha schlingt die Arme um seinen Hals, küßt ihn unter Tränen und verspricht, ganz vernünftig zu sein. Und Theo hält geduldig still, gähnt, und schlägt Martha vor, doch wieder die „Pasta Divina“ zu gebrauchen. Sie hätte neben der Nase ein paar Sommerprossen.

Am nächsten Tage macht Martha einen Kaffeebesuch bei Frau Vietinghoff. Die lebhafteste Dame ist Mutter von drei Kindern und unterhält sie sehr anregend von Backhaus-Milch, Sog-leih und den Vorzügen „einbeinig“ gestrickter Strümpfe.

Schließlich, als es Martha gar zu langweilig wird, empfiehlt sie sich, und auf dem Korridor kommt man noch zu guter Letzt auf den Ball des polytechnischen Vereins zu sprechen. Martha erzählt, daß sie sich ein neues Kostüm dazu habe machen lassen — „im Salon Vienna“, wenn Ihnen das Atelier vielleicht bekannt ist.

„Ach, daa?“ jagte Frau Vietinghoff gedehnt und macht ein merkwürdiges Gesicht. „Ja, ich habe den Namen schon öfter nennen hören.“

Bei den verschiedentlichen Anproben fällt es Martha auf, daß stets die Direktrice ganz selbständig das Abstecken und Anpassen besorgt — Fräulein Plucinska schwebt sozusagen nur wie der Geist über den Wassern.

Aber schön wird das Kleid doch — raffiniert schön! Diese enganschließende Empireform, die jede Linie der Figur nachzieht — die unter dem Knie ansehnlichen bauchigen Chiffonvolants — und der Ausschnitt — wie geschieht er die magere Schulterpartie verdeckt und den Halsansatz zur Geltung bringt!

Sie wird gefallen — man wird ihr den Hof machen, ganz gewiß — — und sie kennt ihren Theo ja ganz genau! Je mehr sie von anderen bewundert wird, desto mehr steigt sie bei ihm im Werte — — — manchmal ertappt sie sich sogar auf dem Gedanken, daß er damals nur so schnell Ernst gemacht hat, weil der kleine Emil Brausewetter sich so eifrig um sie bemühte — — —

Zwei Tage vor dem Ball.

Theo ist gegen vier Uhr morgens von einer Reise zurückgekehrt und dreht sich brummend auf die andere Seite, als Martha um halb acht aufsteht. Sie zieht sich so leise wie möglich an und räumt dann Theos überall im Zimmer umherliegende Sachen fort.

„Er muß totmüde gewesen sein,“ entschuldigt sie ihn, während sie die Mannschetten vom Waschtisch wegnimmt. Und dabei sieht sie, daß ein Knopf fehlt — einer von den schönen, goldgefaßten Perlmutterknöpfen mit dem eingravierten Namenszug, die sie ihm zum Geburtstag geschenkt hat.

„Wie jammerlich! Gewiß hat Theo den Verlust noch gar nicht bemerkt — da wird er sich nachher aber schon ärgern!“ Auf den Behen schleicht sie aus dem Zimmer, läßt sich Kaffee bringen und liest die Morgenzeitung.

Dann frisiert sie sich vor dem Spiegel im Wohnzimmer und sieht nach der Uhr.

Zehn.

Eigentlich könnte sie jetzt zur Schneiderin gehen, um die Taille zum letzten Male anzuprobieren, und dann noch ein Stündchen auf dem „Przepadel“, dem Mühlteich, Schlittschuh laufen — es ist gerade heut so herrliches klares Frostwetter.

Sie nimmt die Schlittschuhe, sagt dem Mädchen Bescheid, falls ihr Mann aufwachen sollte, ehe sie zurück ist, und macht sich auf den Weg.

Für den „Salon Vienna“ scheint die Stunde etwas verfrüht — der Empfangsalon ist noch nicht aufgeräumt, und Martha wird in das Privatzimmer der „pani“ geführt.

Erdbeerrote Seidenmöbel, ein schwellender Smyrnatteppich, spitzenbesetzte Halbstores, auf einem Tischchen eine Bonbonniere und die Gedichte von Mickiewicz im Luxusband. In der Ecke eine niedrige Couchette.

Martha setzt sich und schiebt das Eisbärenfell ein wenig zur Seite. Da fällt etwas Glänzendes zur Erde.

Sie bückt sich, um es aufzuheben, und plötzlich wird ihr frisches Gesicht totenblau.

Sie hat Theos Manschettenknopf in der Hand.

Ein paar Sekunden sitzt sie regungslos, wie versteinert, dann läßt sie den Knopf fallen und schlägt laut aufstöhnend die Hände vors Gesicht.

Nebenan raschelt es jetzt und eine Tür knarrt.

Martha springt zitternd auf und horcht. Nur fort von hier — fort — nur niemanden sehen! — — —

Und mit wankenden Knien tastet sie sich an den Wänden entlang auf den Flur und die Treppe hinab.

Vor dem Hause bleibt sie stehen und starrt die Straße hinunter, auf die Stelle, wo über den kahlen Glacisbäumen zwei kleine bunte Fahnen im grellen Sonnenschein flattern.

Dort ist der Przepadel.

Die Kinder, die am Rande des Sees ihre ersten schüchternen Gauselversuche machen, sehen neugierig zu, wie die feine Dame sich selbst die Schlittschuhe angeknallt. Mit ein paar großen Bogen ist sie dann in der Mitte des Beekens, das sich nach Süden zu einem schmalen Wasserarm verengt.

Dort ist das Laufen untersagt, der Nähe der Mühlenhäuser wegen, und ein paar rotumwundene Strohwiße sind als Warnungszeichen in den Schnee gesteckt. — — —

Der General-Anzeiger bringt in der Abendnummer die Meldung von einem bedauerlichen Unglücksfall auf dem Przepadel.

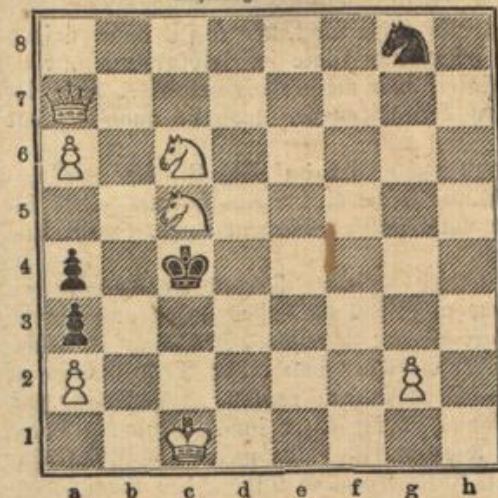
„Eine anscheinend den besseren Ständen angehörende Dame hat sich unbegreiflicherweise bis dicht in die Nähe der Schleusen gewagt, ist auf dem dünnen Eis eingebrochen und trotz sofortigster Rettungsversuche ertrunken. Die Leiche, die von der starken Strömung fortgerissen wurde, konnte bisher noch nicht geborgen werden.“

Aufgabe Nr. 81.

Von J. Bischoff in Mannheim.

(„Münch. Neueste Nachr.“)

Schwarz: 4 Steine.



Weiß: 7 Steine.

Weiß zieht an und setzt mit dem 3. Zuge matt.

1. Sg8—e7 2. Sc6—b4 Kb5×b4
oder ~ 3. Da7—c5f.
1. Sg8—e7 2. Sc6—b4 Kb5×b4
oder ~ 3. Da7—c5f.
1. Sg8—e7 2. Sc6—b4 Kb5×b4
oder ~ 3. Da7—c5f.



Bearbeitet von E. Schallopp.

Partie Nr. 81.

Gespielt zu Riga am 15./28. März 1908.

Weiß: A. Rütth. — Schwarz: E. Schallopp.

Wiener Partie.

Weiß. 1. e2—e4 2. Sb1—c3 3. Lf1—c4 4. d2—d3 5. f2—f4 6. Sg1—f3 7. a2—a3 8. Sc3—a4 9. Sa4×c5 10. Lc1×f4 11. c2—c3 12. g2×f3 13. Lf4—e3 14. Dd1—b3 15. Lc4×e6+ 16. 0—0—0 17. Db3—c4 18. Kc1—c2 19. Le3×f4 20. Dc4×e6+ 21. De6—g4 22. f3—f4 23. d3—d4?	Schwarz. e7—e5 Sb8—c6 Sg8—f6 Lf8—b4 d7—d6 Lc8—g4 Lb4—c5 e5×f4 d6×c5 Sc6—d4 Lg4×f3 Sd4—e6 Dd8—d6 0—0—0 f7×e6 Sf6—h5 e6—e5 Sh5—f4? Dd6×f4 Kc8—b7 Df4—e3 c5—c4 b7—b6 b7—b6 Dd6×f4 Kc8—b7 Df4—e3 c5—c4 b7—b6	Kc2—b3 behauptete dann Weiß seinen Bauern. 23. De3×e4+ 24. Kc2—c1 Td8—d6 25. Td1—e1 De4—g6 26. Dg4—f3+ Kb7—b8 27. Te1—e7 Th8—e8 28. Th1—e1 Te8×e7 29. Te1×e7 Dg6—g1+ 30. Kc1—c2 Dg1×h2+ 31. Kc2—b1 Dh2—g1+ 32. Kb1—c2? Unverständlich, da Weiß ein entscheidendes Tempo verliert. 32. Kb1—a2 lag nahe genug. 32. Dg1—g6+ 33. Kc2—c1 Td6—e6 34. Te7×e6 Dg6×e6 35. f4—f5 De6—f6 36. Df3—d5 h7—h5 Dieser Freibauer entscheidet demnächst die Partie. 37. Dd5×e4 Oder 37. Dd5—g8+ Kb8—b7 38. Dg8—d5+ Df6—c6 39. Dd5—f7 Dc6—h6+ 40. Kc1—b1 h5—h4 usw. 37. Df6×f5 38. Dc4—g8+ Kb8—b7 39. Dg8×g7 Df5—f1+ 40. Kc1—c2 h5—h4 41. Dg7—g5 h4—h3 42. Dg5—d5+ Kb7—a6 43. c3—c4 Df1—g2+ Weiß gibt die Partie auf. (Falls 43. Dd5—e5, so gleichfalls Df1—g2+ mit der Fortsetzung 44. Kc2—b1 h3—h2 usw.)
--	---	--